

Fachhochschule – ein Zukunftsmodell!

Thomas Weibel, Nationalrat und Dozent an der ZHAW, stellt nach 15 Jahren Fachhochschulgesetz fest: Inhaltlich werden die gesetzten Ziele erreicht, nicht jedoch organisatorisch. Er erläutert, welche Herausforderungen die Fachhochschulen in Zukunft zu bewältigen haben und welche Rolle dabei mehr Nachhaltigkeit spielt.

THOMAS WEIBEL

Das Hochschulförderungsgesetz – wie es aktuell in den eidgenössischen Räten diskutiert wird – macht einen grossen Schritt in Richtung Verschlankung. Weitere Schritte werden auch später noch notwendig sein. Bildung und Forschung dürfen nicht durch unnötige Administration geschwächt oder gar behindert werden. Möglichst viele der Ressourcen müssen für das Kerngeschäft zur Verfügung stehen und sollten nicht durch die zunehmende Bürokratie absorbiert werden. Aus meiner Tätigkeit und Erfahrung als Dozent an einer Fachhochschule erachte ich die Bürokratie als einen der grössten Stolpersteine auf dem Weg der Weiterentwicklung der Schweizerischen Hochschullandschaft.

Die Vorteile des Fachhochschulsystems sind international wenig bekannt

Die Fachhochschulen sind ein wichtiges Element des dualen Bildungssystems in der Schweiz. Leider werden die Vorteile international nicht erkannt und das System deshalb unterschätzt. Auch eine kritische Einschätzung des aktuellen Zustandes zeigt klar, dass die Fachhochschulen auf einem stabilen Fundament stehen und für die zukunftsge-



Prof. Thomas Weibel ist Dozent für Ingenieurbiologie im Bachelorstudiengang Umweltingenieurwesen der ZHAW. Seit 2007 ist er Nationalrat der Grünliberalen, zuvor war er im Zürcher Kantonsrat.

richtete Weiterentwicklung bestens positioniert und gut gerüstet sind. Aber sie dürfen sich nicht auf den Lorbeeren ausruhen. Auch hier gilt: Stillstand ist Rückschritt. Nur mit konsequentem Engagement und der notwendigen Beharrlichkeit kann die Schweiz ihre Spitzenposition verteidigen. Ziel ist, einen Schritt voraus zu sein.

Autonomie verpflichtet

Nicht nur die Fachhochschulen – alle Hochschulen fordern ein Maximum an Autonomie. Autonomie muss mit klaren Verantwortlichkeiten verbunden sein. Verantwortung beinhaltet auch die Kompetenz, falsche Entscheidungen fällen zu können. Insbesondere in der Forschung muss die akademische Freiheit hoch gehalten wer-

den. Für die Lehre gilt dies innerhalb der von der Profilbildung definierten Leitplanken. Neue Aufgaben müssen durch den Abbau von Verpflichtungen kompensiert oder mit zusätzlichen Ressourcen alimentiert werden. Entsprechend dem Wachstum der Studierendenzahlen muss auch mehr Geld zur Verfügung gestellt werden. Das Potenzial an Synergien bei grösserer Studierendenzahl ist wohl weitgehend ausgeschöpft. Die demographische Entwicklung der Schweizer Bevölkerung wird ab 2012 das Wachstum dämpfen. Anzustreben ist, dass Studierendenzahlen und finanzielle Mittel sich proportional entwickeln.

Eine Kultur des internationalen Austauschs muss entstehen

Stark verbesserungsfähig sind wir bei der – mit dem Systemwechsel auf «Bologna» angestrebten – vertikalen Durchlässigkeit sowie bei der geographischen Mobilität von Studierenden und Dozierenden. Klare, transparente und gut kommunizierte Regeln und Bedingungen wären hier hilfreich. Die Vorteile der Mobilität müssen offensichtlich sein. Dann wird sich an den Hochschulen eine Kultur des internationalen Austauschs entwickeln. Hinderlich dabei sind abweichende Stipendienregelungen und unterschiedliche Studiengebühren. Auch sind Studierende, die einem Erwerb nachgehen müssen, um sich die Ausbildung zu finanzieren, nicht sehr flexibel und deshalb oft nicht in der Lage, ein Auslandsemester zu absolvieren.

Jede Hochschule muss ihre eigene Kultur, ihr eigenes Selbstverständnis entwickeln. Aber alle brauchen die Verankerung in der Bevölkerung, der Wirtschaft und in der Politik. Ohne die daraus resultierende Bodenhaftung entfernen sich die Schulen von den realen Bedürfnissen der Praxis. Die

Gefahr, dass solche «Hors-Sol-Schulen» entstehen, muss von allen Beteiligten im Auge behalten und aktiv bekämpft werden.

Kooperation in der Forschung

Der Wettbewerb in Bildung und Forschung findet nicht in erster Linie zwischen schweizerischen Institutionen statt. Primär stehen wir in internationaler Konkurrenz. Eine innerschweizerische Konkurrenz ist deshalb nur selten sinnvoll. Die Schweizer Politik muss sich bewusst sein, dass sie höchstens mit internationalen Forschungsabkommen in die Regeln dieses Wettbewerbs eingreifen kann. In der Schweiz muss sich eine Kultur der Kooperation entwickeln. Der Wille zur Kooperation muss von unten wachsen. Er wird sich zuerst in konkreten Themen und einzelnen Portfolios manifestieren. Dabei schafft eine Politik der knappen Kassen mit dem finanziellen Druck die notwendigen Anreize für die Hochschulen.

Die angewandte Forschung der Fachhochschulen bildet den Angelpunkt zwischen Grundlagenforschung und der Praxis. In dieser zentralen Funktion ist wichtig, dass die notwendigen Mittel und Ressourcen bereitgestellt werden und dass die Entscheidungswege kurz sind. Nur dann kann flexibel und rasch auf Anfragen aus der Praxis reagiert werden. In Abgrenzungsfragen wie beispielsweise «Ist das Grundlagenforschung oder nicht?» sind starre Lösungen nicht angebracht. Solche würden die Forschung behindern. Ziel der Forschung muss sein, mit ihren Entwicklungen den künftigen Markt vorauszusehen und vorwegzunehmen. Zukunftsträchtige Themen brauchen innovative Lösungen. Die Innovation ihrerseits basiert auf Wettbewerb und Neugierde. Das Forschungsumfeld muss also die Freiräume für Neugierige gewährleisten und gleichzeitig einen kompetitiven Charakter pflegen.

Auch die Industrie ist gefordert

Wie bereits gefordert, muss Forschung auf die Bedürfnisse von Industrie und Gewerbe unkompliziert reagieren und ihre Fragen rasch beantworten können. Andererseits sind auch die Firmen gefordert: Im internationalen Vergleich betreiben sie insgesamt wenig Forschung. Aus meiner Erfahrung unterstelle ich, dass zu oft nur absolut sichere Entwicklungen angegangen werden. Kurz gesagt: Es besteht zu wenig Risikobereitschaft und es fehlt in weiten Teilen

der Schweizer Wirtschaft an einer Forschungskultur. Hier sind insbesondere jene gefordert, die Entrepreneurship in Aus- und Weiterbildung einbringen. Forschung muss ihren Platz auch in der Betriebsführung erhalten!

Um die unbestritten vorhandene Forschungskompetenz der Hochschulen zu pflegen und weiter zu entwickeln ist Kontinuität erforderlich. Zu grosse Schwankungen im Bestand der Forschungsdoziers und in den zur Verfügung stehenden Mitteln sind der Qualität des Forschungsstandortes und somit auch seiner Wettbewerbsfähigkeit abträglich.

Nachhaltigkeit muss in Hochschul-Lehrgängen einen prominenten Platz einnehmen. Die Forderung nach mehr inter- und transdisziplinärem Unterricht wird mit Nachhaltigkeitsthemen in exemplarischer Weise erfüllt.

Hochschulen müssen in jeder Beziehung nachhaltiger werden

Nachhaltigkeit ist nicht ein abgegriffenes Schlagwort. Im Gegenteil, die Bedeutung des Dreigestirns Umwelt, Finanzen und Soziales wird nach wie vor unterschätzt. Hochschulen müssen in mehrfacher Hinsicht nachhaltiger werden: Im Unterricht durch die Berücksichtigung bei der Profilbildung. Nachhaltigkeit muss in allen Lehrgängen einen prominenten Platz einnehmen. Die Forderung nach mehr inter- und transdisziplinärem Unterricht wird mit Nachhaltigkeitsthemen in exemplarischer Weise erfüllt. Für die Umsetzung gibt es bereits etliche positive Beispiele. Diese müssen ausgewertet und die Erkenntnisse auf weitere Bereiche übertragen werden. Davon profitiert die ganze Entwicklung der Hochschulen. Nicht zuletzt sind all diese Anstrengungen wichtige Elemente in der Förderung des Bewusstseins der Bevölkerung für die Bedeutung der drei Nachhaltigkeitsbereiche im täglichen Leben.

Hochschulen sollen aber auch Vorbild sein. Der Nachhaltigkeit im laufenden Be-

trieb und in den Prozessen wird in der Regel zu wenig Beachtung geschenkt. Eine verbesserte Energiebilanz der Gebäude beispielsweise hilft, Energie und Kosten zu sparen. Das papierlose Büro ist ebenso weit entfernt wie papierloser Unterricht. Auch wenn es nicht ganz ohne Papier geht: Weniger ist mehr! Auf die sozialen Bedürfnisse der Studierenden und der Angestellten kann aufgrund der beschränkten Raumverhältnisse an den Hochschulen oft zu wenig eingegangen werden. Verbesserungsmaßnahmen sind Schritte auf dem Weg zu einem nachhaltigeren Betrieb und letztlich auch förderlich für die Qualität und das Renommee der Institution.

Man ist sich einig, dass Forschung und Lehre qualitativ hochstehend sein müssen. Dies allein genügt nicht. Die Ergebnisse müssen transparent und verständlich kommuniziert werden. Wirtschaft und Bevölkerung müssen verstehen, was der Output der Hochschulen ist, was mit den Steuergeldern erreicht wird und wie sie davon profitieren können. Die Profilbildung der Hochschulen ist in der Praxis kaum bekannt, obwohl sie gerade für die Praxis relevant ist. Kommt hinzu, dass sich auch viele HR-Verantwortliche schwer tun mit der Unterscheidung, dass ein Bachelor-Abschluss der Fachhochschulen berufsbeihiligend ist, nicht jedoch das gleichnamige Zeugnis einer Universität und der ETH. Alle Forschungs- und Projektergebnisse müssen angemessen und zielorientiert kommuniziert werden. Zu viele Studienabgänger sind dazu leider nicht befähigt. Kaum ein Spezialist kommt in der Praxis ohne Kommunikationstechniken aus. Entsprechende Ergänzungen in der Profilierung sind notwendig.

Ganzheitliches Denken ist auch an Hochschulen möglich

Es ist ein kleiner Schritt von der Forderung nach mehr Nachhaltigkeit zu mehr ganzheitlichem Denken. Leider überwiegt im Alltag wie in Lehre und Forschung bei Weitem sektorielles Denken. Richtigerweise muss ein Problem für seine Lösung sauber abgegrenzt und isoliert werden. Die Lösung muss aber auch darauf überprüft werden, wie sie sich auf andere Bereiche auswirkt. Gewissmassen müssen Risiken und Nebenwirkungen abgeklärt und einbezogen werden. Nur so stellen wir sicher, dass das Gesamtsystem nicht Schaden nimmt. ■